

Margrith Walliser

20 bittere Jugendjahre  
prägten mein Leben

Autobiografie



*Margrith Walliser*

*20 bittere Jugendjahre  
prägten mein Leben*

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Hergestellt in Deutschland • 1. Auflage 2011

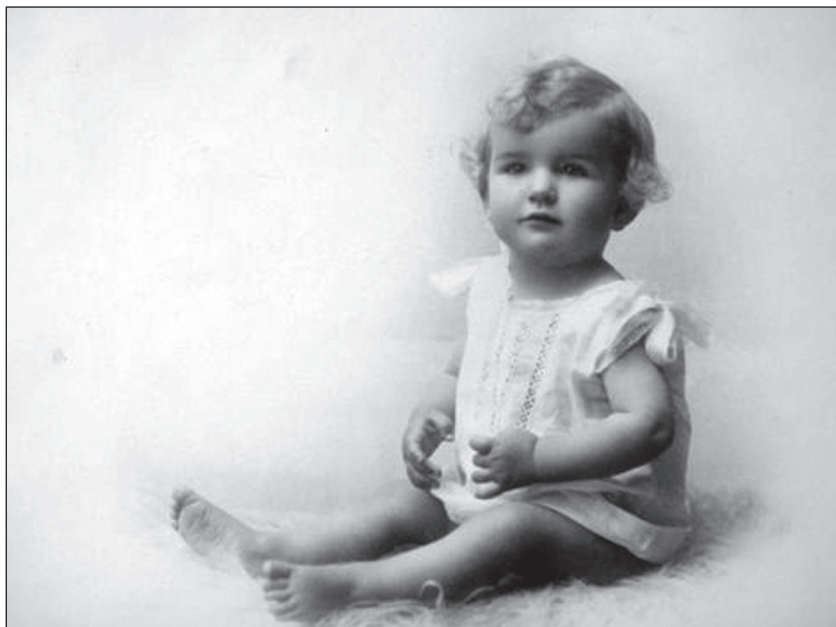
© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,  
[www.heimdall-verlag.de](http://www.heimdall-verlag.de)

© Alle Rechte bei der Autorin: Margrith Walliser

Satz: Heimdall DTP-Service, [ntp-service@onlinehome.de](mailto:ntp-service@onlinehome.de)

Coverbild: © Margrith Walliser, © Andreas Ryser, Fotolia.com

ISBN: 978-3-939935-58-2



*Dieses Buch widme ich meiner Tochter und dem  
deutschen Fernsehen, das damals wie heute Menschen  
in wunderbarer Weise zusammenführt.*

DANKE – DANKE – DANKE

Ich fange an, mein Leben nochmals zu durchleben. 85 Jahre bin ich alt und frage mich oft: Ist es möglich, so viele Grausamkeiten, die man durchlebt hat, zu überstehen – daran nicht zu zerbrechen?

Es gab auch viel Schönes und Gutes, Erfreuliches. Ich denke, das ist das Gleichgewicht. Auf jeden Fall bin ich immer noch zu weich und zu vertrauensvoll geblieben. Freude und Enttäuschungen werden mich wohl bis an mein Lebensende begleiten.

Im schönen Rheintal, in Rebstein, wurde ich am 05. Oktober 1926 um 09.40 Uhr geboren.

**1** Wie gut, dass ich damals noch nicht wusste, was auf mich zukommen sollte. Die ersten 3 Jahre waren bestimmt sehr gut; ich kann mich an diese Zeit nicht mehr erinnern. Was danach kam, war alles andere als harmonisch.

1929, nach Weihnachten, zogen wir um in ein großes Schulhaus mit Lehrerwohnung. Mein Vater war Dorfschullehrer. Ich durfte mich in dem großen Garten austoben; es gab sowohl Blumen als auch Tomaten (die zum Leidwesen meiner Mutter von mir von den Kernen befreit) aufgegessen wurden. Meine Mutter war Hausfrau.

Manchmal durfte ich auch ins Klassenzimmer des Schulhauses und zuhören, wenn mein Vater die Kinder der 1. und der 3. Klasse unterrichtete. Wie stolz war ich auf meinen Vater! Es war damals üblich, dass ein Dorfschullehrer am Vormittag die 4. bis zur 6. die 7. und 8. dazu (wenn sie nicht in die Sekundarschule kamen) und am Nachmittag die 1. bis 3. Klasse unerrichtete.

Ein Lehrer musste auch ein Instrument spielen können, da er auch den Gesangsunterricht geben sollte. Mein Vater war für mich das Höchste! Er wusste so vieles, kannte alle Pflanzen, sogar die Pilze.

In jeder freien Minute studierte er; dies war für meine junge Mutter nicht so erfreulich. Fast über Nacht kam das Unglück: meine Mutter stürzte die Treppe hinunter und musste ins Spital. Ein Rückenwirbel war gebrochen. Leider wurde das nicht richtig erkannt; man schickte sie nachhause, trotz unheimlicher Schmerzen. Ab dieser Zeit nahm alles einen bösen Lauf.

Meine Großmutter väterlicherseits kam natürlich und übernahm das Zepter – im wahrsten Sinne des Wortes! Sie kommandierte mich herum, verbot mir alles und so war sie für mich die Hexe, von denen ich aus den Kinderbüchern vorgelesen bekam. Nur bei mir war sie Wirklichkeit! Meine Jugend war besiegelt – wie man so schön sagt – gelaufen!

Ich kam in ein Kinderheim zu Schwachbegabten und Anormalen in Toggenburg. Es war so schlimm für mich, dass ich mir das Leben nehmen wollte. Von da an wechselte ich die Kinderheime je nach Beurteilung der Erwachsenen und man versprach mir jedes Mal, dass es nur eine Frage der Zeit sei, dass ich wieder nachhause könnte. Inzwischen kam ich in das schulpflichtige Alter und ich wäre gerne von meinem Vater unterrichtet worden, was jedoch leider nicht erlaubt war. Er hätte mich ja bevorzugen können.

Es wurde beschlossen, mich in eine Töchterschule nach Balzers zu geben. Da es keine Klasse für Erstklässler gab, durfte ich in die Dorfschule. Die Idee, mich dorthin zu bringen, kam von meiner Großtante, die an diesem Ort zusammen mit ihrem Mann eine Dorfschmiede sowie eine Schweinezucht betrieb. Der Gedanke meiner Mutter war, Verwandte in der Nähe zu haben; so sollte ich das Heimweh besser überwinden.

Ich sollte auch nie mehr ein Zuhause haben, denn in der Zwischenzeit war der Haussegen meiner Eltern in die Brüche gegangen. Meine Großmutter hatte ihren Teil dazu gründlich beigetragen: nun hatte sie ihren geliebten Sohn Werner wieder für sich.

Ich verlor mein Zuhause genauso wie den geliebten Affen (den mein Vater als Haustier hielt); ich verlor einfach ALLES!

Ich wurde zu einer Marionette erzogen. Je nachdem, wie man an den Strängen zog, bewegte ich mich. Von der Scheidung bekam ich nur mit, dass ich meiner Mutter zugesprochen wurde.

Meine Tante (die Schwester meines Vaters) war auch meine Patin und sehr lieb und gut zu mir. Sie konnte mich nicht aufnehmen, denn sie sorgte schon für die Mutter meines Vaters. Auf einmal waren alle Türen zu Vaters Verwandtschaft für mich verschlossen! Grauensvoll unverständlich für ein Kind von 6 Jahren!

Im Institut gab es keine Kinder in meinem Alter – es war ein katholisches Töchterinstitut. Da ich evangelisch war, hatte ich zu vielen Räumen keinen Zutritt, wie z. B. der Küche oder den Lehrerräumen der älteren Schüler. Es ist schneller gesagt, was ich nutzen durfte: meine Zelle, mein Bett, den Essraum, den Aufenthaltsraum und natürlich auch die Kirche. Es gab einen großen Schlafsaal; um jedes Bett waren weiße Tücher gespannt. Auch eine Schwester schlief in einer solchen »Zelle«. Natürlich, um zu überwachen, dass nach Lichterlöschen um 21 Uhr nicht mehr gesprochen wurde.

Wecken war um 4.30 Uhr und als Erstes kam der Kapellenbesuch. Wir mussten beten und den Heiland küssen, der auf einem Kreuz am Boden lag. Er sollte uns als Untergebene Ehrfurcht einflößen und uns verzeihen, was wir Böses getan hatten. Unsere schlechten Gedanken sollte er bestrafen, bevor er sie vergab.

Jeden Morgen kam der Rosenkranz mit diesen vielen Perlen dazu. Den habe ich so gehasst, dass ich ihn immer und immer wieder die Toilette hinunterspülte. Die Strafe folgte auf dem Fuß und diese war sehr hart: ich durfte meine Verwandten am Ort für mindestens 2 Wochen nicht mehr besuchen. Zusätzlich musste ich in unserem Essraum auf einem Holzpfehl 2 Stunden vor dem Marienbild niederknien. Ich war ja nicht ihresgleichen! Ich war evangelisch und durfte nicht zur Beichte. Dazu kam, ich war in Sünde entstanden und das musste auch hart bestraft werden.

Durch meine Religion war ich gebrandmarkt, also immer zur Höchststrafe verurteilt. Ich bat meine Mutter, mich umtaufen zu

lassen, damit dieser unglaubliche Horror aufhörte. Ich wurde immer vertröstet.

Wenn es dunkel war, wurde mir auch das Fürchten beigebracht. Im dunklen Park musste ich Wäsche aufhängen. Durch die herum-schwirrenden Gespenster erschrak ich mich zu Tode. Das Ergebnis war: ich hatte Alpträume und bin in der Nacht herumgewandelt. Damit ich aufwachte, hatte man mir ein Becken mit kaltem Wasser vor das Bett gestellt.

Es gab glücklicherweise eine ganz liebe Nonne, Schwester Ignazia – sie gab mir unendlich viel Liebe. Sie verkörperte für mich einen Engel in Menschengestalt. Ich jedenfalls fühlte, dass sie Religion lebte. Als sie an Krebs starb, starb auch ich. Mein Herz war gebrochen. Mein ganzer Glaube, dass Gott uns beschütze, war zerstört! Er hatte mir das Liebste genommen! Warum hatte er Ignazia nicht beschützt?

Ich wurde nicht umgetauft und war somit für das Internat nicht mehr tragbar. Für mich war es wunderbar, dort wegzukommen.

Ich fühlte mich so alleine, denn die anderen Internatsschüler waren viel älter als ich und machten schon Abitur. Im neuen Schuljahr sollte ich ins Konstantineum nach Chur, teilte man mir mit. Ich durfte mich von meinen Verwandten in Balzers (und natürlich auch von meinem kleinen Schweinchen) verabschieden.

Es war ein sehr bekanntes Töchterinternat, katholisch und wieder einmal sollte ich umgetauft werden. Ich wollte es so sehr! Es wäre gut gewesen, außer dass ich – wie bisher – vieles nicht durfte, was der Glaube nicht zuließ. Chur wurde für mich ausgewählt, da mein Pate dort lebte.

Außerdem hatte er dort das Hotel »Rosenhügel« und ein Blumengeschäft mit einer Handlungsgärtnerei. Er war ein bekannter Mann. Meine Mutter war davon überzeugt, dass ich liebe Menschen in meiner Nähe hatte. Dies war leider nicht der Fall – von meinem Paten hörte ich nie etwas.

Meine Mutter war in der Bündnerheilstätte in Arosa. Ihren Rücken musste man operieren und sie lag in einem Gipsbett. Die Wirbel ihres Rückens wurden zwar in die richtige Lage gerückt, doch bedingte dies 3 Jahre Gipshemd. Zu allem Elend kam auch noch eine Tuberkulose hinzu.

Mein Zuhause rückte wieder in weite Ferne. Das Einzige, was mir geblieben war, war zu hoffen, dass ein Wunder geschah. Dass mich jemand irgendwann wieder fest lieben würde und mir ein neues Zuhause schenkte. Diesen Wunsch gehabt zu haben, war vermutlich vermessen! Er wurde nie erfüllt!

Im Konstantineum konnte ich viel lernen, es war eine sehr gut geführte Töcherschule mit guten Lehrern, einer Musikschule usw. Für mich gab es leider auch hier nicht viel Interessantes. Ich gehörte auch hier nicht dazu, war zu jung und niemand interessierte sich für diese Protestantin. Das einmalig Schöne war, dass ich Violine lernen durfte. Handharmonika wäre mir jedoch lieber gewesen, da man dazu hätte singen können. Dem Christkind schrieb ich einen weiteren Wunsch von mir: eine Puppe hätte ich gerne gehabt.

Eines möchte ich noch erzählen: ich hatte noch eine liebe Großmutter (mütterlicherseits). Da sie Alterszucker hatte und es ihr schlecht ging, konnte ich leider nicht bei ihr sein. Eines Tages war ich zu Besuch bei meiner Mutter und bat sie, diese Großmutter besuchen zu dürfen. Dies war kurz vor dem St. Nikolaustag. Im *Konsti* (so nannten wir das Konstantineum) wurde ein großes öffentliches Fest veranstaltet. St. Nikolaus kam mit Knecht Ruprecht; es wurde musiziert, von den Zwischenprüfungen wurden die Noten vorgelesen und zuletzt gab es die Geschenke bzw. es wurden auch Rügen verteilt, sollte man sich während des letzten Jahres nicht korrekt verhalten haben. Ich erhielt von Knecht Ruprecht eine Kette mit einem Schloss um den Hals, da ich im Unterricht angeblich zu viel sprach. Vor diesen vielen Leuten aus der Stadt wollte ich vor Scham in den Erdboden versinken. Es war so furchtbar erniedrigend und

es tat unverzeihlich weh. Ich erinnere mich noch heute mit 85 Jahren daran. Doch es gab auch etwas Wunderbares: St. Nikolaus schenkte mir eine Reise zu meiner lieben Großmutter!

Ich war mächtig stolz, dass ich allein reisen durfte, obwohl ich umsteigen musste. Eine Mitreisende bot mir einen Apfel und Süßigkeiten an; doch ich verzichtete dankend. Die Schulleitung verbot strengstens, von fremden Leuten etwas anzunehmen. Da ich ja nicht verwöhnt war, hätte ich doch zu gerne etwas Gutes gehabt.

Ich war wie verrückt vor Freude, als mich Oma in die Arme nahm. Ich hatte sie ja so unendlich lieb! Warum war sie nur so krank? Oma überraschte mich; fuhr mit mir nach St. Gallen und ich durfte mir ein Geschenk zu Weihnachten aussuchen. Mein größter Wunsch – Sie kennen ihn ja – war eine Puppe. In der »EPA« (Einkaufszentrum) gab es eine große Auswahl. Unter Etlichen gefiel mir eine Puppe ohne Haare mit roter Kopfhaut am besten. Sie hatte eine kleine Schildkröte eingraviert, war also somit eine Schildkrötpuppe. Das Gesicht der Puppe war richtig liebenswert. Und zu meiner Freude konnte man ihr auch Kleider nähen. Als Oma mich fragte, ob ich diese Puppe haben möchte, war ich begeistert. Traurig war ich dann über die Äußerung meiner Oma, dass meine Cousinen »nein danke« gesagt hätten. Trotz des bitteren Nachgeschmacks bekam ich die Puppe dennoch und mein größter Wunsch hatte sich erfüllt. Da meine Cousinen ein schönes Zuhause mit vielen Puppen und Spielsachen hatten, beruhigte ich mich rasch.

Endlich hatte ich etwas, das mir gehörte; etwas zum Liebhaben und Drücken! Da ich sie wie ein Lebewesen behandelte, strickte ich ihr die schönsten Kleider.

Vor Weihnachten musste ich zurück ins Internat. Es war wie ausgestorben, denn in den Weihnachtsferien waren alle Schüler nach Hause gefahren und ich spürte, wie einsam ich dort war. Aus diesem Grund bekam ich von einer Lehrerin ein Hänsel-und-Gretel-Schiebehäuschen mit 3 Schokoladenherzen drin. Wenn man an

einer Lasche schob oder zog, veränderte sich das Bild. Da ich selbst kein Geld hatte – dieses Geschenk mir aber sehr gefiel, wollte ich es meiner Mutter zu Weihnachten weitergeben. Zur damaligen Zeit war ja meine Mutter schon bettlägerig und verdiente sich ein paar Franken mit Kunststrickdecken. Diese konnte sie im Liegen stricken. Gerne hätte ich von den Schokoladenherzen gegessen und es war für mich nicht leicht, zu widerstehen.

Da es viel Schnee in diesem Jahr gab, war es immer sehr anstrengend für mich, zu meiner Mutter zu fahren. Der Weg von der Bahn bis zum Sanatorium war sehr weit. Manchmal hatte ich Glück. Wenn der Briefträger mit seinem gelben Schlitten vorbeikam, durfte ich mitfahren.

Er hatte auch Kinder und war sehr lieb zu mir. Zu gerne hätte ich ihm eines der Schokoladenherzen geschenkt; aber er wusste, dass ich diese eigentlich meiner Mutter geben wollte. Er lehnte so dankend ab, als ob er tatsächlich eines bekommen hätte.

Ich weiß nicht mehr, wie oft ich dieses Schiebehäuschen auf- und zugemacht habe, um selbst davon ein Herz zu naschen. Die ganze Bahnfahrt über beschäftigte ich mich damit. Sicher können Sie das nachempfinden – gewiss können Sie das. Ich hatte doch nie etwas Gutes, Süßes. Als ich bei meiner Mutter war, wie sie so dalag und sah, wie sehr sie sich über dieses Geschenk freute, wusste ich, das es richtig war, zu verzichten. Vergessen habe ich es bis heute nicht: für mich war es eine Heldentat!

Das Weihnachtsfest war vorüber und ich hatte wieder Schule. Im Frühling starb meine Oma und mir wurde klar, dass ich nun niemanden mehr hatte, dem ich mein Leid klagen konnte. Alle sagten nur: »Du musst stark sein!«

Um das Internat nicht verlassen zu müssen, ging es wieder einmal darum, mich umzutaufen. Meine Mutter lehnte es wieder ab und somit war die Zeit im Internat vorbei und ich musste zu meinem Paten und seiner Familie.

Diese kannte ich alle nicht! Ich wusste nur, dass seine Frau Else hieß und ich Götti und Tante Else sagen musste. Die Familie hatte 2 Söhne: Oskar und seinen Bruder Werner (er hieß wie mein Vater und das war Musik in meinen Ohren). Obwohl ich meinen Vater nie sehen durfte, liebte ich ihn.

Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, überkommt mich das Grauen, denn es war die Hölle!

Ich wurde im Internat abgeholt – wieder einmal wurde ich aus meiner gewohnten Umgebung herausgerissen – und man brachte mich in das Restaurant »Rosenhügel«. Von dort hatte man einen wunderschönen Ausblick auf die ganze Stadt Chur.

Dieses Restaurant gehörte der Familie, der ich vorgestellt wurde, und man zeigte mir mein Zimmer. Es ging auf einen Dachboden, das bedeutet, eine Falltür musste geöffnet werden, damit eine Holzterrasse heruntergezogen werden konnte. Oben war ein Raum: auf dem reinen Estrich standen ein Bett, ein alter Schrank und ein Stuhl. Wie in einer Abstellkammer. Da sollte ich wohnen – ich konnte nicht glauben, was ich da sah! Und auch die Gehässigkeit meiner Tante bekam ich schon am ersten Tag zu spüren. Unmissverständlich machte man mir klar, dass man nicht bereit sei, so ein Balg zu ernähren: durch Arbeit hatte ich mein Zimmer und das Essen zu zahlen!

Außer dem Restaurant hatte die Familie noch eine Gärtnerei sowie ein Blumengeschäft mitten in der Stadt. Gelegenheiten zum Arbeiten gab es also genug! Nach der Schule trug ich Kränze und Blumen aus und spülte im Restaurant das Geschirr.

Ich war völlig überfordert, konnte mich aber niemandem anvertrauen. Meine Mutter wollte ich damit nicht belasten. Der einzige Trost war die Schule.

Ein Lehrer, dem ich mich nach einiger Zeit anvertraute, half mir oft in den Pausen, meine Aufgaben zu lösen. Er wusste, dass man mir zuhause keine Zeit zum Lernen gab.

Nun muss ich eine Schreibpause einlegen, denn von diesen Erinnerungen, von denen ich Ihnen erzähle, wird mir immer wieder übel. »Hölle« wäre das richtige Wort für mein Leben gewesen. Die meiste Zeit saß ich mit dem Stuhl auf eben dieser Falltür, da betrunkene Männer statt zur Toilette hinter der Holzterrasse diese hochstiegen und die Falltür öffnen wollten. Für mich die reinste Horrorvorstellung: so ein Unhold vor meinem Bett. Das ganze Haus war ja auch so verwinkelt gebaut.

Durch diese Nachtaktionen war ich morgens immer noch sehr müde; die Schule fiel mir schwer, denn ich konnte mich nicht richtig konzentrieren. Es war so schlimm, dass ich am liebsten gar nicht mehr aufgewacht wäre, am liebsten gestorben wäre; aber das wäre zu einfach gewesen. Ich musste leben!

Sie werden verstehen, dass es mir zeitweise schwer fällt, weiter zu schreiben. Die Gedanken – selten schöne – wirbeln in meinem Kopf umher und ich weiß gar nicht, was ich zuerst erzählen soll. Nichts lässt sich ordnen, denn alles in meinem bisherigen Leben war ein riesiges Chaos.

Jeden Morgen weinte ich, weil ich nicht wusste, wohin ich gehörte. Jeden Tag zog ich meinen hässlichen grauen Rock an und wusste schon, wie mich die Kinder in der Schule auslachen würden. Meine Haare waren auch selten gewaschen. Ich sah einfach schmutzig aus. In meinem Zimmer gab es ja kein Waschbecken und in die Privatwohnung meines Patenonkels durfte ich nicht. Apropos dürfen: ich durfte nur in mein Zimmer und die Gaststube.

Waschen, Haare waschen und Zähneputzen durfte ich nur im öffentlichen Damenabort (so sagte man damals) im Haus.

Wenn die Söhne meines Götti etwas angestellt hatten, wurde es mir in die Schuhe geschoben. Tante Else gab mir eine tolle Tracht Prügel.

Um meinem guten Patenonkel nah sein zu können, ging ich nach der Schule oft in das Blumengeschäft und hoffte, Kränze und Blumen austragen zu können. Das gab mir etwas Freiheit und ein ma-

geres Taschengeld. Mein Götti war der einzige, der gut zu mir war. Doch getraute ich mich nicht, über Tante Else zu beklagen, denn er war ja schließlich auch damit einverstanden, dass ich in diesem Verlies wohnen musste. Ich schluckte lieber alle Grausamkeiten. So traute ich ihm auch nicht so recht. Wo sollte ich auch hin? Es kam ja jedes Mal noch viel schlimmer!

In der Schule fragte mich eines Tages ein Mädchen, ob ich mit ihr zum Schlittschuhlaufen kommen würde. Ich sagte zu.

Nach dem Blumenaustragen sprang ich so rasch es ging zum Eisfeld. Man hatte dort auch die Möglichkeit, Schlittschuhe zu mieten. Mit meinem kleinen Taschengeld zahlte ich den Eintritt und den Schlittschuhverleih. Unsicher stand ich auf meinen Beinen und hielt mich an der Kameradin fest. Nach einigen Stürzen ging es schon ganz gut. Nun hatte ich etwas, worauf ich mich freuen konnte und das mein Geheimnis war. Mein Taschengeld reichte nur für 1 Stunde in der Woche. Für längere Zeit hätte ich mich auch nicht wegstehlen können. Alle meine Gedanken galten meinem geliebten Hobby. Alle Demütigungen und Schläge waren leichter zu ertragen. Aber ich hatte nicht mit den beiden Söhnen, den Schlitzohren, gerechnet. Die beiden sahen mich auf dem Eisfeld und es kam die eiskalte Erpressung: zu allen möglichen Sexspielen wollten sie mich benutzen. Bisher konnte ich mich immer wieder verdrücken.

»Wenn du uns nicht unsere Wünsche erfüllst, verraten wir dich.« Ich kämpfte sehr hart mit mir und weinte nächtelang. Was sollte ich tun? Ich sprach mit meinem Paten über mein Eislaufen; die Erpressungen seiner Söhne verschwieg ich. Er war gar nicht böse, jedoch bei Tante Else setzte es zusätzliche Hausarbeit. Wieder hatte ich das Gefühl, nicht weiterleben zu wollen.

Aber für meine Mutter musste ich weiterleben. Sie versicherte mir immer wieder, dass alles gut werde, sobald sie genesen sei. Sie musste ja selbst genug leiden.

Glücklicherweise gab es ja das Mädchen aus der Schule, mit dem ich Eislaufen ging. Sie war sehr gut zu mir. Als ich einmal früher mit Blumenaustragen fertig war, durfte ich mit ihr nachhause. Wie sehr wünschte ich mir, so liebe Eltern und so ein Zuhause zu haben! Es war eine unvergessliche Stunde. Nun kam wieder Hoffnung in mir hoch. Leider kam alles anders!

Die beiden Söhne belästigten mich dauernd; doch sagen konnte ich es niemandem. Meine Qual war so groß, dass ich nur noch einen Gedanken hatte: Weglaufen!

Und genau das hatte ich getan, als Oskar und Werner mich wieder einmal zum Sex zwingen wollten, wenn auch nur bis zum großen Fluss Plesur. Sogar geschlafen habe ich da. Am nächsten Morgen kam der Hunger und zudem noch meine ganze Verzweiflung. Verzweiflung genug, um in den Fluss springen zu wollen. Fertig! Aus! Keine Qualen mehr! Vorbei mit allem Leid!

Auf einmal sprach mich eine warme Stimme an: »Was machst du hier so alleine?« Ich sprang davon, denn ich hatte Angst vor allen Menschen.

Plötzlich kamen mir die Eltern meiner Schulkameradin in den Sinn. Da musste ich hin, aber wie finde ich diese Straße wieder? Ich suchte und suchte in dieser Gegend. Unverhofft stand ich vor dem Haus. Würden sie mir helfen oder mich zurückbringen? Mir war schlecht. Sollten sie mich wirklich zurückbringen wollen, konnte ich ja immer noch sterben. Als ich klingelte, war es bereits Mittag. Vom Kirchturm schlug es gerade 12 Uhr.

Die Tür ging auf und ich fiel der Mutter meiner Klassenkameradin weinend um den Hals. Sie bat mich, hereinzukommen. Die ganze Familie saß am gedeckten Tisch und ich wurde aufgefordert, mitzuessen. Was passiert sei, könne ich nach dem Essen erzählen. (Es gab Kratzete mit Apfelmus – lecker. Da ich das auch heute noch mag, konnte ich mich erinnern, was es damals gab.) Doch seinerzeit blieb mir alles im Halse stecken, obwohl ich Hunger hatte. Die Angst vor der Zukunft war zu groß. Musste ich, wie von meiner Tante Else immer angedroht, in ein Heim für Schwererzieh-

bare? Schlimmer konnte es nirgends sein! Meine Mutter wurde informiert und es wurde ein neues Kinderheim für mich gesucht. Wieder holte man mich ab und brachte mich erneut nach Ganterwil. Wieder versicherte man mir, es sei nur vorübergehend.

Da in dem für mich vorgesehenen Heim nur geistig behinderte Kinder unterrichtet wurden, durfte ich ins Dorf in die Schule. Das war besser für mich. Gewohnt habe ich aber im Heim.

Doch in meiner Freizeit blieb ich einsam, niemand kümmerte sich um mich. Es war, als ob ich nicht existierte. Ich wurde im Heim sehr gut behandelt, das war das Wichtigste.

Auf dem Schulweg musste ich über eine Brücke gehen. Unter dieser Brücke gab es einen Fluss. Dort habe ich viel Zeit verbracht, erzählte diesem Fluss meine Sorgen und natürlich auch meine Wünsche.

Leider konnte er sie mir nicht erfüllen, aber er hörte mir zu. Manchmal dachte ich, dass er mir etwas erzählte: einmal mit mächtigem Rauschen, dann war er wieder ganz ruhig und glänzte in dem schönsten Blau. Ich war verzückt und wenigstens in diesen Momenten glücklich. Der Fluss war mein Zuhause, war Vater und Mutter und gab mir Geborgenheit. Doch dieses Glück hielt nicht lange an.

Leider wurde ich wieder an einen anderen Ort gebracht. Als Begründung hieß es, es sei auf Dauer nicht das richtige, mit geistig behinderten Kindern aufzuwachsen.

So kam ich im selben Ort zu einer Pastorenfamilie. Nun musste ich viel beten und Gott für alles danken, auch wenn ich nicht wusste, für was. Man sagte mir, für Speis und Trank. Diese Leute wollten mich adoptieren. Man sagte mir, ich sei so lieb und hübsch. Dumm war ich auch nicht, konnte singen, malen und schreiben. Früher war es wichtig (um sich nicht schämen zu müssen), ein ordentliches, kluges Kind zu haben. Mir wäre es sehr recht gewesen, ein schönes, gutes Zuhause zu haben. Man liebte mich! Das war neu für mich! Ich hatte die beiden auch sehr lieb gewonnen und hoffte,

endlich an einem Ort bleiben zu dürfen. Liebe Menschen um mich zu haben.

Oft dachte ich an meine Mutter und ob sie einer Adoption zugestimmt hätte. Auch wenn ich ein schlechtes Gewissen hatte, hoffte ich doch auf ihre Zustimmung. Wenn ich Eltern bekommen hätte, die mir Geborgenheit und viel Liebe schenkten, hätte ich sogar Beten in Kauf genommen. Inzwischen wurde ich 9 Jahre alt und spürte, dass sich hinter meinem Rücken sehr viel ereignete, von dem ich nichts mitbekommen sollte.

Die Spannung wurde immer unerträglicher. Ich spürte förmlich, dass ein Unheil auf mich zukam. Wie recht ich hatte, sollte ich erfahren, als ich das 4.Schuljahr begann. Ich musste zu dem Herrn Pfarrer ins Büro. Das hieß nichts Gutes und so war es auch. Mein kleiner Koffer mit meinen wenigen Habseligkeiten stand bedrohlich da und ich wusste: es war ausgeträumt. Ich hatte meine über alles geliebten Menschen zu verlassen. Da es damals so üblich war und man mir keine falschen Hoffnungen machen wollte, sagte ich immer noch »Herr und Frau Pfarrer«.

Als der »Herr Pfarrer« mich, Gritli (so wurde ich genannt), rief, schaute ich auf und sah durch einen Tränenschleier einen fremden Mann. Man bat mich, ihm die Hand zu geben und zuzuhören. Auch wenn ich am liebsten davongelaufen wäre, blieb ich wie angewurzelt stehen. Ich war ja so erzogen, gehorsam zu sein.

Dieser namenlose fremde Mann erklärte mir, dass wir zusammen an einen Ort gehen würden, an dem es viele Kinder gab, dass es mir gefallen würde. Es sei der Wunsch meiner Mutter.

Herr Pfarrer verabschiedete sich, Frau Pfarrer sah ich nicht mehr. Ich ließ mich wegführen; alles um mich herum war leer. Wie eine Marionette kam ich mir vor.

Wir fuhren mit der Bahn bis St. Gallen. Diese Stadt kannte ich. Mit meiner inzwischen verstorbenen Großmutter war ich dort gewesen. Von St. Gallen fuhren wir mit der roten Appenzellerbahn bis nach Gais. Der namenlose fremde Mann war sehr freundlich zu mir, das muss ich zugeben. Doch ich schwieg beharrlich. So gab

er es auf und schwieg ebenfalls bis an unser Ziel. Dort übergab er mich an einen anderen Mann und verschwand.

Dieser neue Mann brachte mich zu einem großen Bauernhaus mit großen Buchstaben an der Wand: *Waisenhaus*. Mein erster Gedanke war, dass meine Eltern gestorben waren. Deshalb komme ich dorthin.

Man machte mit mir nicht viel Federlesen: ich war einfach da – ein zusätzlicher Schmarotzer der Gemeinde. Da Abendbrotzeit war, wurde mir ein Platz auf einer langen Bank zugewiesen, auf der schon viele Mädchen mit Zöpfen und Jungen mit geschorenen Köpfen saßen. Die Knaben trugen derbe Hosen und die Mädchen schwarzweiß karierte Röcke. Wo war ich da? In einem Gefängnis?

Was ich dort alles erlebte, werde ich Ihnen gleich erzählen und es liegt in Ihrem Ermessen, zu beurteilen, ob diese Zustände einem Zuhause oder einem Gefängnis entsprachen.

Zum Abendessen gab es in einem Blechnapf mit 2 Ohren Milchbrocken. Die Milch war gut, jedoch auf der Milch hatte sich ein Pelz gebildet. Mein Magen wehrte sich vor Ekel! Ich hatte Hunger, doch brachte ich keinen dieser Brocken hinunter. Das war's – ich ging hungrig ins Bett! Um 21 Uhr wurden die Lichter gelöscht und wir hatten mucksmäuschenstill zu sein! So lautete der Befehl! Wir waren 6 Mädchen in einem Zimmer und unter der Decke tuschelten wir weiter. Oft kam die Waisenhausmutter unerwartet ins Zimmer und schrie herum. Ich merkte bald, dass sie sehr gefürchtet war.

Morgens um 5.30 Uhr mussten wir aufstehen, denn jede von uns hatte die Verantwortung für 2 Knaben. Wir mussten kontrollieren, ob sie sich wuschen und saubere Unterwäsche anzogen. Sie mussten ihre Betten machen und die Zimmer aufräumen.

Die kleineren Mädchen mussten für das Frühstück den Tisch decken. Es gab wieder die verhassten Blechnäpfe mit den Milchbrocken.